



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein deutscher Viruos auf Otahaiti.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein deutscher Virtuos auf Otaihaiti.

In diesen Tagen erscheint in Leipzig, bei F. V. Herbig unter dem Titel „Aus dem Wanderbuch eines östreichischen Virtuosen“ eine Sammlung von Briefen des bekannten Violinspielers M. Hauser, in welchen derselbe seine Kunstreise von NeuYork nach Californien, verschiedenen Staaten Südamerikas, Australien u. s. w. schildert. Wir glauben, daß dieses Buch Glück machen wird. Der Verfasser sieht gut und weiß das Gesehene bisweilen recht anmuthig wiederzugeben. Er hat einen glücklichen Humor und trägt seine Erzählungen mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit vor, welche Leuten seines Berufs nicht häufig eigen ist. Sehr hübsch sind seine Berichte von dem Treiben der Virtuosen in San Francisco und den Goldminen, ungemein anziehend seine Schilderung des Lebens in Lima, Valparaiso, San Jago di Chile, wo er als Künstler Gelegenheit fand, auch in die Kreise der vornehmen Welt Blicke zu thun, besonders interessant endlich die Mittheilungen von seinen Abenteuern auf Otaihaiti, wo er das erste Concert gab, welches hier gehört wurde. Ein Auszug aus den Briefen, welche seine Abenteuer und Beobachtungen im Reiche der Königin Pomare schildern, wird am besten geeignet sein, die Leser mit der Art und Weise des Buches bekannt zu machen. Er war am 30. Sept. 1854 in Otaihaiti oder Tahiti angelangt und hielt sich zwei Wochen dort auf. Schon bei seinem Eintritt in die Hauptstadt begegnete ihm ein Abenteuer, welches er nicht wol erwarten konnte:

Börnes Worte, „gebratene Aepfel, den Schnupfen und eine Obrigkeit findet man überall“, bewahrheiten sich auch da, denn man hat keine Idee, wie man hier von der Polizei gequält wird. Sie besteht aus Eingebornen, die aus Furcht vor der französischen Herrschaft ihren Dienst eher lieber zu viel als zu wenig ausüben. Kein Fremder darf auf der Insel ohne Erlaubniß übernachten, und will er längere Zeit bleiben, so müssen Pässe, Documente und dergleichen einer hochweisen otaihaitischen Polizei übergeben werden, die dann nach genauen Prüfungen sich entschließt, dem Fremden eine Aufenthaltskarte auszuhändigen.

Gleich nach meiner Ankunft verfügte ich mich ins Polizeiamt, das sich von den Hütten der Eingebornen nur durch eine französische Fahne unterscheidet, die auf der Dachspitze flattert. Der Beamte, ein Eingeborner, nahm sich in der weiten blauen Jacke, den französischen Pantalons mit rothen Streifen, aus denen die nackten gelben Füße hervorguckten, sehr komisch aus. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß neugierig betrachtet, begann die Untersuchung meines Reisepasses.

Ich war überrascht von dem Talente dieses Natursohnes, der seine urwüchsigte Physiognomie so meisterlich in wichtige Polizeiamtsmienen zu falten wußte; aber noch mehr wurde ich überrascht, als der gelbe Insulaner ein Protokoll mit mir aufnahm, wie es in Hochverrathdsangelegenheiten nicht strenger zu geschehen pflegt. Mein Charakter „Tonkünstler“ gab mir am meisten zu schaffen, denn der Glückliche wußte noch gar nichts vom „Concertgeben“; Tonkünstler und Flibustier schien ihm gleichbedeutend, und das Wort „Violinspielen“ war ihm so unklar und verdächtig, daß er, ängstlich die Achsel zuckend, eine gefährliche Freibeuterei dahinter witterte. Er sagte, die Sache sei ihm sehr verdächtig, und klingelte einige halbnackte Büttel herbei, die mich still in ihre Mitte nahmen. Voran schritt gravitatisch der Beamte, in der Mitte ich, hintennach die Büttel, und so ging es fort zum Gouverneur. Ich konnte vor Lachen nicht an mich halten, trotzdem meine Lage nicht sehr lustig war, und je mehr mich der Natursohn mit wüthenden Geberden zurechtwies, desto mehr pläzte ich heraus.

Man denke sich meine unschuldige Persönlichkeit, in gelben Nankinghosen, kurzem, lichtem Röckchen, und den Palmenhut mit rothem Bande auf dem Kopf, in der Mitte dieses imposanten Zuges durch die Straßen Tahitis hinmarschirend; die liebe Straßenjugend und andere Eingeborene, die mich in der Gewalt der Häfcher erblickten, liefen jubelnd hintennach, und so hielt ich meinen Einzug, aus dem man entnehmen kann, daß einem reisenden Virtuosen nicht überall Kränze und Lorbeern blühen, obwol letztere hier wild wachsen.

Der Gouverneur nahm mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit auf, entschuldigte sich des strengen Verfahrens wegen, versprach mir mit allem Möglichen an die Hand zu gehen, und der braune Polizeicommissär, der sich um den Ruhm, einen gefährlichen Flibustier entdeckt zu haben, betrogen sah, nahm weiter keinen Anstand, mir eine Aufenthaltskarte auszuhändigen, obwohl das mystische Dunkel, welches bei ihm über die Worte Virtuos, Violin schwebte, noch immer nicht gelüftet schien.

Die Franzosen haben sich nach und nach so zu Herren der Insel gemacht, und breiten ihren Schutz so weit aus, daß die armen Eingeborenen gewiß viel lieber wünschten, sie wären weit weggeblieben. Kanonen sind überall aufgepflanzt, Soldaten liegen überall vertheilt, halten alle festen Plätze besetzt, oder ziehen schwer bewaffnet durch die Straßen, während die halbnackten Eingeborenen friedlich und unbewaffnet gegen solche Truppenzüge wunderlich abstecken. Um acht Uhr Abends ertönt ein Kanonenschuß, und nach diesem darf kein Eingeborener mehr in den Straßen gefunden werden. Jetzt sieht man die Indianer scharenweise nach Hause strömen, die mit verdrießlichen Gesichtern die Schenkstuben verlassen, welche größtentheils von den Franzosen mit

der Civilisation zugleich aufgeschlagen wurden, aber auf den Charakter dieses Volkes einen höchst verderblichen Einfluß üben. —

Weiterhin wird das Leben auf der Insel geschildert: Nicht aufzuzählen sind die Erzeugnisse, mit denen eine verschwenderische Natur dieses irdische Paradies gesegnet hat. Hier wuchert der Feigenstock und schlingt sich um Lorbeer-, Cocos- und Cypressenbäume, dort in dunkler Laube glühen Orangen, Citronen, Bananen und Ananas, blüht die Mandel, alles ohne Zucht und Pflege und von wunderbarer Größe. Schlanke Palmen ragen zum Himmel empor und brechen fast unter der süßen Last der Datteln, und im Hintergrund erheben sich 4000 Fuß hohe Riesenberge, von Früchten strotzend und von Blumenketten umwunden, die einen doppelten Eindruck machen, weil die Pracht der tropischen Sonne und der zurückstrahlende Spiegel des Meeres einen zweifachen Effect geben.

Die Hauptstadt Otaheitis liegt reizend in einer Bucht der Westküste am Abhang eines herrlichen Palmehaines. Von fern gleicht der Ort mehr einer ununterbrochenen Reihe von Landhäusern und Gartenmauern, als einer Stadt, aber im Innern angelangt, machen die meist europäischen Gebäuden gleichenden Häuser, die mit Gärten und Villas umgeben sind, einen freundlichen Eindruck. In der eigentlichen Hauptstraße, die den ganzen Ort durchschneidet, herrscht reges Leben. Da findet man englische und französische Kaufläden, wo man alle Culturerefordernisse befriedigen kann, Hotels, Schenkstuben, französische Spielbuden, welche immer von Seefahrern aller Nationen gefüllt sind, die sich hier die langersehnten Genüsse verschaffen, welche sie auf ihren Fahrten so lange entbehrten.

Franzosen, Engländer, Neger, Portugiesen und Chinesen durchstreichen die Straßen; die Häuser der Europäer sind mit wenigen Ausnahmen einstöckig, mit Gärten und lustigen Verandas umgeben, mit Glasfenstern versehen und verleihen dem Ort das Aussehen eines der bedeutenderen Plätze Südamerikas oder Indiens. Die Hütten der Eingeborenen sind nicht alle nebeneinander gruppiert, viele liegen ganz nahe am Ozean, andere wieder in der Mitte oder im Hintergrunde der Stadt, welcher sie einen sehr eigenthümlichen Charakter verleihen. Sie sind aus Bambus oder Holz gezimmert, mit kegelförmigem Flechtwerk versehen und das Innere wird durch aus Pflanzenstoffen gefertigte Vorhänge in Zimmer abgetheilt. Alle sind von Palmen und wilden Bananenbäumen umschattet, die sehr grazios aus dem niedern Laub hervorragen und die lieblichsten Gärten bilden.

Pomare IV. bewohnt ein vollkommen europäisch eingerichtetes Haus. Sie ist an einen Eingeborenen verheirathet, der mit den Indianern so populär ist, daß man ihn oft in ihrer Mitte in den Straßen spazieren sieht.

Das Gouvernementsgebäude, von Stein aufgeführt und mit vielen

Zhürmchen und Fahnen geschmückt, ist das schönste Haus der Insel. Französischer Geschmack und Comfort haben sich auch hier so gut als möglich eingerichtet, und in der Mitte des Plages erhebt sich ein Palmenhain, der dem Fremden nicht allein einen sehr anmuthigen Ruhepunkt bietet, sondern ihm auch die Gelegenheit verschafft, die tahitische Noblesse zu bewundern.

Jeden Sonntag und Donnerstag spielt Militärmusik, und nach dem Takte derselben promenirt hier die vornehme Welt; besonders stolziren die Stuger in einem Puz daher, wie man seines Gleichen in der ganzen civilisirten Welt nicht findet. Das Haar ist wohl geordnet und gekämmt, als hätte es ein französischer Haarkünstler frisirt, und wird von einem schief sitzenden breiten Palmenhut bedeckt. Ein dickes weißes Tuch, welches die französische Salocravatte ersetzen soll, ist außs ungeschickteste um den Hals gewunden, und der Oberkörper in einen schwarzen Frack gehüllt, in einen Frack, dessen Formen so weit und unbequem sind, daß er ursprünglich gewiß für eine dreimal wohlbeleibtere Person geschaffen wurde. Eine weiße Weste ersetzt zugleich die Stelle des Palmengürtels, aber die Beine! — o Jammer! — verhülle dich, Cultur! — sind nackt, wie sie von Gott erschaffen wurden, und noch obendrein gelb, grün oder blau tätowirt. Ich muß gestehn, daß mich schon lange nichts so entsetzt hat, als diese Vereinigung der tahitischen mit der europäischen Mode; und besonders wenn ich die tätowirten Beine wahrnahm, überfiel mich eine Furcht, die nur dann wieder beruhigt wurde, wenn ich den civilisirten Oberkörper erblickte.

In diesem originellen Anzug stolziren die barfußten Dandys auf und ab, hören die Musik und kokettiren mit ihren Damen trotz eines wiener Lions. Ihr hellbrauner glänzender Teint contrastirt seltsam mit den weißen und rothen Gesichtern der Engländer und Franzosen, die man bald in gestreiften Matrosenjacken, bald als Gentlemen, oder in glänzenden Uniformen mit spöttischen Mienen und böshaftem Lächeln an diesen urwüchsigten exotischen Gestalten vorüberwandeln sieht.

Die Frauen sind wohlgestaltet, haben angenehme Züge, feine Taille, reizende Fülle und schöne Augen. Ihr feines Haar ist wohlgeordnet, gesalbt und auf dem Scheitel in seltsame Zöpfe geflochten. Mit der Mode nehmen sie es weniger genau. Sie kleiden sich oft sehr wenig, oft in die prächtigsten Seidenstoffe. Das Kleid reicht nicht weit über die Knie, auf dem Kopf tragen sie gewundene Madwastücher oder einen Strohhut, und die Vornahmen schmücken Arme, Ohren und Beine mit Perlen, Korallen, Goldspangen; gehen aber immer barfuß. Ihre Sprache, halb französisch, halb tahitisch, ist weich, glühend und nachlässig wie ihre Sitten. Tanzen und Reiten sind ihre Hauptvergönigungen, und nur ein kleiner Theil findet an europäischen Beschäftigungen Genuß.

In der Liebe sind sie glühend heiß, wie alle Südländerinnen, aber ihre Sitten sind streng und eheliche Untreue höchst selten. Allein eine Macht und ein Ansehen genießen diese Frauen, wie es nur bei civilisirten Nationen gefunden wird.

Dann erzählt der Verfasser von einem Concert, welches er vor der vornehmen Welt von Otaihiti gab. Wol selten dürfte irgend ein Concertgeber der Welt ein so wunderliches Publicum um sich versammelt haben, als jenes, welches ihn am 6. Oct. 1854 in Tahiti umgab:

Das Local, jetzt zum Concertsaal improvisirt, diente früher zum Götzentempel der Eingebornen, später wurden hier, auf Befehl der Königin, die falschen Götter verbrannt, noch später verdamnte hier ein französisches Kriegsgericht die aufrührerischen Indianer zum Tode, und jetzt steht auf derselben Stelle ein schwarzbeackter Virtuos als Herold der Zeit, und sucht mit Geige und Bogen jenen urwüchsigen Naturkindern einige Begriffe jener modernen, europäischen Cultur beizubringen, mit deren Bekanntschaft sie von einer gütigen Vorsehung bis jetzt verschont wurden. Rechts, von tropischen Pflanzen umgeben, saß der Gouverneur und seine Gemahlin nebst vielen Offizieren in hellglänzenden Uniformen. Links war der aus Strohmatte mit buntem Baumwollenzeuge behangene Platz der barfüßen Königin errichtet, und den andern Theil des Saales füllten die eigenthümlichen Gestalten der Eingebornen, deren Gehörinne bis jetzt noch gesund und unverdorben waren und noch für keinen andern Gesang als für den der Nachtigall schwärmten.

Ich trat hervor, verneigte mich vor dem barfüßen Auditorium und eröffnete das Concert. Freilich brauchte es einige Zeit, bis man diesem Publicum begreiflich machte, daß man im Concert eigentlich nur hören soll, was jedoch die meisten nicht zu wissen schienen, denn sie schwazten so laut, daß ich einige Mal unterbrochen wurde und wieder beginnen mußte.

Ich spielte „Othello“, Phantasie von Ernst, aber ein schmetterndes Trompetengebröhl mit obligatem Paukenwirbel hätte diesen gelben Insulanern gewiß mehr Vergnügen gemacht als mein armseliges Geigenspiel, denn außer einigen befreundeten europäischen Händen rührte sich kein Fingerchen. Das Stück ging ohne jedes Zeichen des Wohlgefallens seinem Ende entgegen; so unbelobt spielte ich noch vor keinem Publicum des Erdenrundes.

Die Königin, einen kleinen Jungen an der Hand führend, erschien jetzt, begleitet von ihren Hofdamen, die barfuß, wie ihre Herrin, in phantastischer Toilette in den Saal trippelten und in neugieriger Verwunderung der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Die erste Musikcelebrität Otaihitis, Mr. Camieuz, Chef der französischen Militärkapelle, ein breitschultriger Riese, erschien jetzt und spielte ein Stück auf der Flöte. Man sagte, es wäre eine Cavatine aus „Ernani“ gewesen und

man hätte das Stück vielleicht als solche erkannt, wenn dem corpulenten Bläser, dem vor Anstrengung die Schweißtropfen auf der Stirn standen, nicht die meisten Töne versagt hätten und malheureuserweise gänzlich ausgeblieben wären. Dieser Künstler hatte außerdem noch die originelle Manier, beim Heraustreten der Frau Gouverneurin ehrerbietigst die Hand zu küssen, eine Hulldigung, die, obwol sie eine Zurücksetzung für die barfußte Pomare und ihre gelben Hofdamen bildete, doch viel verzeiblicher als sein Flötenspiel war, denn dieses wollte gar kein Ende nehmen, und trotz meiner beredten Zeichen, endlich einmal aufzuhören, quinquilirte er immer weiter. Schon sah ich zu meinem Schrecken die gähnende Pomare sich von ihrem Sitz erheben, schon sah ich die urwüchsigen Kinder der Natur, deren Gehörinne auf eine so harte Probe gestellt wurden, den Saal verlassen. Alle lockenden Verheißungen, die barfußte Monarchin durch mein Spiel zu entzücken, alle Illusionen von Orden, Ruhm und Unsterblichkeit waren dahin. O unglückseliges Flötenspiel, das ihm nie hätte einfallen sollen! Pomare verließ, ohne mich gehört zu haben, den Saal, vertrieben von dem heillosen Flötisten.

Nachdem sich mein empörtes Gemüth so gut als möglich beruhigt und der unselige Franzose zu blasen aufgehört, trat ich abermals hinaus vor's Publicum. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, spielte sentimentale Liebeslieder und Paganinische Hegenvariationen, aber vergebens; kein Zeichen des Wohlgefallens belohnte mich, die gelben Insulaner blieben starr und theilnahmlos wie vorher.

Da faßte ich in arger Noth, das unvermeidliche Fiasco vor Augen, einen kühnen Entschluß. Hilf du, Spiegelfechtere! dachte ich, riß ergrimmt vor den Augen des gaffenden Publicums die Saiten von der Geige und spielte auf der G-Saite allein den „Carneval“. Das wirkte. Ein Murren der Ueberraschung durchflog die Menge und bald war ich von gelben Naturenthusiasten umringt, die bei jeder Passage, insbesondere aber bei den Flageoletttönen, in ein Beifallsgejohle ausbrachen, wie es ein civilisirtes Publicum gar nicht hervorzubringen vermag. Immer spielte ich nur den Carneval, immer improvisirte ich neue Variationen, und je toller und barocker diese klangen, desto enthusiastischer jauchzten meine barfußten Bewunderer, die nicht eher den Saal verließen, bis mein Arm ermüdet sank und nicht mehr im Stande war, den Bogen zu führen.

Nach dem Concert war ganz Tahiti in enthusiastischer Aufregung. Alles erzählte sich von dem fremden Geiger, der über so viele Meere hergeschifft sei und auf dem Holze so gut wie jeder Vogel zu pfeifen verstehe. Die schönsten Blumen und Früchte werden mir ins Hotel geschickt; wenn ich spiele, sammelt sich eine Schar Bewunderer unter meinen Fenstern, und wenn ich ausgehe, grüßt mich alles und kommt mir freundlichst entgegen — kurz ich

bin der Held von Tahiti. Und diese Wunder alle hat nur der „Carneval“ bewirkt. Wahrlich, die Violinspieler wissen gar nicht, wie viel sie diesem Stück zu danken haben, dessen wunderthätige Wirkung oft wie ein Sirenenlied das starkste Publicum entflammt, und oft ward es mir, wie diesmal, zur rettenden That.

Einige Tage nach dem Concert wurde ich zum Gouverneur geladen, wo auch alle Consuln und fremden Agenten Tahitis anwesend waren, denn es wurde das Geburtsfest des Gouverneurs gefeiert. Auch eine Deputation Eingeborner, die den Gouverneur zu beglückwünschen kamen, wurde zur Tafel gezogen. Sie machten mir wieder sehr viel Spaß. Sie waren aufs sorgfältigste gekleidet, trugen sogar Baternörder und Glacéhandschuhe als Symbole erworbener Cultur, aber die Nacktheit ihrer Füße behielten sie consequent und ungeschmälert bei. Es war ergötzlich, mit anzusehn, wie die guten Naturkinder sich vergebens abmühten, die feinen Manieren der europäischen Tischgenossen nachzuahmen, und wie ungeschickt sie die ihnen sonst ganz überflüssigen Servietten, Messer und Gabeln handhabten. Jede neu aufgetragene Speise brachte ihnen neue Verlegenheiten, ja, ein famoser Pudding, an dem sich die ganze Tischgesellschaft delectirte, spielte einem der gelben Gäste den boshaftesten Streich, denn er wollte dem Gaumen des Natursohnes so wenig munden, daß in seinem Magen eine entsetzliche Empörung ausbrach. Wie sollten aber auch diese französischen Leckereien jenen urwüchsigen Gelbhäuten munden, bei denen vor noch gar nicht langer Zeit ein Stück Menschenfleisch gebraten oder gesotten als großer Leckerbissen galt; denn nicht nur die gefangenen Feinde allein waren es, die sie kochten und verzehrten, sondern auch junge Mädchen, die durch irgend einen Fehler den Zorn der Götter erweckten, wurden zur Strafe festlich geschlachtét, in Gruben gebraten und dann verzehrt. Seit diesen entsetzlichen Greuelthaten ist noch kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, und jetzt geigt hier ein europäischer Violinspieler schon den „Carneval“. Wahrlich die Civilisation ist schnell! Wie froh bin ich, daß ich nicht früher gekommen, denn dreißig Jahre früher hätte man mir vielleicht aus lauter Verehrung den Kopf abgeschnitten, oder mich lebendig gebraten, um den zürnenden Tatu-Mahai (Donnergott) durch meine musikalische Persönlichkeit zu versöhnen.

Sehr originell und merkwürdig sind hier die Tänze. Tahitische Mädchen, die mit herabwallenden Haaren, mit Blumen geschmückt, sonst aber nur sehr wenig bekleidet sind, jagen wie im Fluge dahin. Dieses geht so fort, bis sie athemlos und erschöpft in den Sand sinken, wo sie so lange regungslos liegen bleiben, bis es der pantomimischen Ueberredungskunst ihres Tänzers gelingt, die Erschöpfte zu einem neuen Tanze zu bewegen; wie ein Blitz so

rasch schnellst sie empor und unter den phantastischsten Sprüngen rast sie fort, so lange sie Athem hat. Wehe aber dem Tänzer, der aus Ungeschicklichkeit fällt. Von neckenden Mädchen umringt, wird er mit Wasser begossen, mit Cocosshalen beworfen, verlacht und ausgehöhnt, und zum Finale wird ihm mit Kuhhörnern ein ohrenzerreißendes Charivari gebracht, was er jedoch, da es Landesitte ist, nicht übelnehmen darf.

Noch merkwürdiger war ein Indianermädchen, das eine große Riesenschlange um den Körper gewunden gleich einem zahmen Lämmchen mit sich herumführte. Aber eine Gewalt übte sie auf das Ungeheuer, welches sie seit ihrer Kindheit wunderbar gezähmt und in allerlei Künsten abgerichtet hatte, die an das Unglaublichste grenzten. Jedes Wort, jede Geberde der Gebieterin wurde von der Schlange verstanden und befolgt. Verlangte das Mädchen nach einer Rose, so kroch das Thier nach der bezeichneten Stelle, pflückte die Blume, und sich dann lieblosend an ihrer Herrin hinausschlingend, überbrachte sie die verlangte Blume.

Der Abend lagerte schon seine dunklen Schatten über die Berge und Blumenebenen Tahitis, als ich das Schloß des Gouverneurs verließ. Der dunkelblaue Nachthimmel glänzte voller Sterne, balsamische Lüfte säufelten erfrischend durch ernste Cypressen und schlanke Dattelpalmen, die ihre Kronen leise im Windeshauche wiegten, und die duftenden Blumen, abgemattet von der Sonnenglut, erhoben sich jetzt, eine zauberische Pracht entfaltend. Johanniswürmchen leuchteten durch das dunkelgrüne Gebüsch der duftenden Orangenbäume, aber noch mächtiger leuchtete der Mond mit seinem Silberlicht durch dieses Märchengebilde einer Sommernacht, dessen erhabene Schönheit sich die lebhafteste Einbildungskraft nicht vorzustellen vermag.

Von erquickenden Abendlüften magisch fortgezogen, wandelte ich, in Gedanken vertieft, zwischen blühenden Cactus und Aloen, unter riesigen Palmen, zu denen der Mensch sich wie ein Zwerg verhält, auf einem zum Gebirge führenden Weg, als ich am Abhang eines Palmenwaldes ein hellerleuchtetes Gebäude erblickte, aus dem Orgelklang und Gesang ertönte. Ich trat ein und befand mich in der ersten katholischen Kirche Otahaitis, durch welche Königin Pomare 1828 den Gözendienst verdrängte; 35 mächtige Säulen von Brotfruchtbäumen tragen das Gebäude, dessen Inneres einfach und prunklos, aber festlich mit Blumen geschmückt, ein feierliches Aussehen hatte. Vor dem Hochaltar, den nur ein einfaches Madonnenbild zierte, wurde die Messe gelesen. Eingeborne Männer und Frauen knieten andächtig auf den Altarstufen, tahitische Mädchen und Knaben, in weiße Tücher gehüllt, sangen im feierlichen Chor, begleitet von den melancholischen Tönen der Orgel, so andächtig und erhebend, daß selbst die trivialen französischen und englischen Gassenlieder, die von den fremden Seefahrern auf Tahiti eingeführt, und von den unschul-

digen Naturkindern in langgetragenen Accorden als Kirchenlieder benützt werden, diese Weihe nicht entzauberten.

Zum Schluß lassen wir die Schilderung einer Audienz folgen, welche der Verfasser bei Pomare hatte: Endlich ging mir ein langesehnter Wunsch in Erfüllung. Dienstag erhielt ich durch den Gouverneur die Nachricht, daß mich Pomare zu hören verlangt, und da die Audienz noch am selben Tage stattfinden sollte, so mußte ich mich über Hals und Kopf hofmässig in Bereitschaft setzen.

Um drei Uhr Nachmittags, die Sonne brannte grade am heftigsten, schritt ich in Begleitung des Missionärs, der zugleich Hauspater der Königin ist, durch die Straßen Tahitis. Ein halbnackter Indianer trug meinen Violinkasten hinten nach, und während der Missionär mir mein Verhalten bei der Königin vorzeichnete und meinem ängstlichen Gemüth Trost zusprach, schiffen wir in einem Kahn nach der Insel Papetée, der Residenz Ihrer barfußigen Majestät.

Ein reizenderes Bild kann man sich nicht denken, als dieses hellgrüne Eiland, das gleich einem Zaubergarten auf stiller Flut schwimmend, auf einer Seite von lieblichen Häusern und Gärten, auf der andern von schäumenden Riffen eingefast ist, an denen die Wellen des Oceans an stürmischen Tagen oft 30 Fuß hoch hinausspringen.

Durch einen kleinen Palmenwald, an dessen Ende mehre Hütten der Eingebornen zerstreut umherlagen, gelangten wir zu dem Hause der Königin, welches sehr reizend mitten in der tropischen Pflanzenwelt liegt. Das Haus gleicht einem europäischen Wohngebäude, ist mit zierlichen Fenstern, sogar mit einem Balcon versehen, und eine vergoldete Krone, die auf der Dachspitze in der Sonne glänzt, verkündet den Herrscherthum der gelben Königin. Eine Schildwache, halb in glänzender Uniform, halb nackt, mit Flinte und Säbel schwer bewaffnet, ging trotzig auf und nieder, aber nachdem wir ihr ein Geldstück in die Hand gedrückt, wurde sie freundlicher und öffnete uns bereitwillig die Pforten zum Throne der Monarchin.

Während der Missionär meinen Besuch der Königin meldete, wartete ich in einem Zimmer des Erdgeschosses, welches nur mit einem langen Tischmeubliert war, auf dem ein sehr wohlbeleibter Mann in etwas starkem Neugier zu schlafen schien. Kurz nach meinem Eintreten erhob er sich gähmend, hüllte sich in einen grünen Frack, schnallte einen schweren, rostigen Degen um, und schien sehr verwundert, als er mich erblickte. Unter dem Beendigen seiner Toilette musterte er mich mit allerdings nicht sehr freundlichen Blicken so durchdringend und machte ein solch diplomatisches Gesicht, daß ich nicht länger daran zweifeln konnte, entweder einen Kämmerling, oder gar einen Minister ihrer Majestät vor mir zu haben. Schnell verneigte ich mich gegen

den auf mich zuschreitenden gelben Diplomaten, der sich eben etwas unzart über meine Anwesenheit erkundigen wollte, als der Missionär eintrat und mich zur Königin berief. Allerlei Ammenmärchen von Hautabziehen, Kopfabhacken und Lebendiggebratenwerden durchkreuzten düster meine Phantasie, als ich, die Geige unter dem Arm, durch die mit allerlei mystischen Geräthschaften, Waffen, Kriegstrophäen, Schädeln von vielleicht gefressenen Feinden behangenen Vorgemächer der Indianerkönigin schritt.

Mein Begleiter führte mich in ein Gemach, wo eben mehre Hofdamen in nicht sehr reizendem Negligé Toilette machten. Hier stimmte ich meine Geige, waffnete mich mit dem Bogen, und in wenigen Minuten stand ich vor der barfüßen Potentatin.

In einem mit buntem Baumwollenzug drapirten, sonst aber sehr wenig meublirten Gemache, saß auf Strohmatte, mit untergeschlagenen Füßen, die Königin Pomare. Ein grell gemaltes Madonnenbild hing über ihrem Sitz, und zu ihrer rechten und linken Seite kauerten zwei barfüße Hofdamen in phantastischem Anzug, die mit großen Fächern aus Straußfedern ihrer Herrin Kühlung zuwehten.

Pomare, ungefähr 36 Jahre alt, ist eine eher große, als kleine Gestalt, ihr Körperbau edel und wohlgeformt, ihre Haltung nicht ohne Majestät und Würde, und ihre Gesichtszüge, voll Ausdruck und Lebhaftigkeit, zeigen Spuren einstiger Schönheit, obwol die etwas aufgeworfenen Lippen und der gelbe Teint ihrem Gesicht ein eigenthümliches Aussehen geben. Ihr sehr dunkles Haar wird durch einen großen Kamm auf dem Wirbel zusammengehalten, und auf ihrer schön gewölbten Stirn sitzt ein einfacher, goldener Reif. Ein durchsichtiges Mouffelin Kleid, von lichtblauer Farbe, umhüllte in weiten Formen ihre Schultern und schloß sich eng an die Hüften, wo es durch eine Binde zusammengehalten wurde, aber es war nur sehr kurz und reichte kaum über die Knie. Arme und Beine waren mit Glasperlen, Korallen und Muscheln geziert, und die große Fußzehe sehr sorgfältig mit einer röthlichen Farbe bemalt und mit Ringen geschmückt.

Um ja keinen Verstoß gegen die tahitische Hofetikette zu begehn, verneigte ich mich so tief als möglich, und begann mit einigen einfachen Melodien dieses seltsame Hofconcert. Aber Pomare hörte nicht und schwatzte zu meinem großen Verdruß lieber mit ihren barfüßigen Hofdamen, die mit ihrem Geschnatter mein Spiel übertönten. Schon dachte ich, verdrießlich über diesen unerwünschten Erfolg, an den Rückzug, als ich mich entschloß, noch einen letzten Versuch zu machen, den Bogen in Bewegung setzte und das „Vöglein“ ertönen ließ. Die Königin wurde aufmerksamer, das Yankee Doodle schien ihr nicht unbekannt, denn als dieses im Flageolet ertönte, nickte sie mit dem Kopf und schien so entzückt davon, daß sie ihre beiden Kinder her-

beiholen ließ, die mein dankbarstes Publicum bildeten; denn während der Kronprinz, ein kleiner, vollwangiger Junge, in die Hände klatschte, führte die Prinzessin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, nach dem Takt der Musik einen Tanz auf, wovon Pomare so entzückt wurde, daß sie ihren ganzen Hofstaat um sich versammelte.

Der königliche Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchs, erschien jetzt und mit ihm ein ganzer Schwarm barfußrer Hölflinge, die in den abenteuerlichsten Anzügen sich um meine arg bedrängte Persönlichkeit gruppirten, bald mich, bald meine Violine angafften oder in die Saiten griffen, kurz, mich so umdrängten und umschnatterten, daß ich fast keinen Raum mehr fand, den Bogen zu führen. Es ist schwer, die grellen Situationen in diesem phantastischen Zirkel zu schildern, und ein zweites Mal würde ich mir es überlegen, der Neugierde dieses Opfer zu bringen.

Pomare verabschiedete bald ihre ganze Umgebung und blieb mit mir allein. Sie winkte mich näher und wünschte meine Geige zu betrachten. Ich war in Verwirrung, aber da war keine Weigerung möglich, und nach kurzem Besinnen übergab ich meinen Schatz den Händen der Indianerkönigin. Während sie mit den Fingern an den Saiten zupfte, stand ich wie auf der Folter, nur ein Gelüste dieser Herrscherin und die Geige war für mich verloren. Pomare gab sie mir unverfehrt zurück, ich athmete freier und spielte aus Dankbarkeit ein tahitisches Volkslied. Sie schien sehr erfreut darüber und frug mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme? und als ich dieses verneinte, faßte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: „Ich liebe diese Männer nicht.“ Wol mag sie Ursache haben, diesen Männern zu großen, die ihre freie Stellung und Unabhängigkeit untergruben, die ihr Macht, Ansehn und Scepter aus den Händen wänden und sie zu einer Königin nur dem Namen nach machten. Sie löste ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Dies als Erinnerung an Pomare.“ Hierauf verneigte ich mich tief vor der gelben Majestät und verließ mit dem Missionär das königliche Haus und die Insel Papetée.

Neue Novellen.

Die Ueberzeugung, daß der Roman, der die Darstellung des wirklichen Lebens bezweckt, von der Anschauung des wirklichen Lebens ausgehn muß.